

Aber auch prinzipiell scheint diese Isolierung und Gegenüberstellung der beiden Arten verfehlt. Sie können gar nicht allein existieren, sondern jede fordert notwendig die andere zu ihrer Ergänzung. Der Wahrheit wie der Liebe wird es mehr entsprechen, von der einen christlichen Frömmigkeit zu reden und zu schreiben, die sich langsam entfaltet, immer neue Zweige und Blüten hervorgebracht hat. Manche von ihnen mußten beschnitten werden, weil sie krank oder überstark waren. Brevierreformen und Verbote mancher Andachten sind Beweis dafür. Andere mußten verkümmern und bedürfen neuer Pflege. So durch den Einfluß des Jansenismus die häufige heilige Kommunion und in unserem Jahrhundert die Liturgie. Andere, jetzt erst keimende Zweige und Blüten wird die ewig junge Kraft der Kirche neu hervorbringen. Die Katholische Aktion wird man dahin rechnen können, ebenso die systematische Heiligung des Welt- und Arbeitslebens, wo frühere Jahrhunderte fast nur das Kloster berücksichtigten.

Ist so die Einheitlichkeit der christlichen Aszese festgestellt, so werden die Probleme zum großen Teil von selbst wegfallen. Der nach Vollkommenheit Strebende wird die Aszese in dem Entwicklungszustand übernehmen, in dem er sie vorfindet, sowohl ihre objektive wie die subjektive Seite. Übertreibungen, zu denen man ihn führen will, wird er nicht mitmachen. Wo es sich um die letzten, der Freiheit anheimgestellten Unterschiede handelt, wird er nach der Eigenart der Umwelt, des Charakters, des Berufes das subjektive oder das objektive Element der Frömmigkeit mehr betonen. Volle Harmonie wird erst im Himmel herrschen, wo Schauen und Lieben eins sein werden.

Thomas Mann unter den Patriarchen

Von Hubert Becher S. J.

Das Wort vom poeta vates, dem Dichter als Seher und Deuter, gilt in erster Linie von der Zukunft und der zukunftsfrohen Gegenwart. Es führt aber auch ein guter Weg zum Verständnis der Vergangenheit durch die Werke der Dichter früherer, toter oder absterbender Zeiten, durch ihre Dichtungen oder Bekenntnisse. Wohin die Geschichtswissenschaft mit dem Aufwand unsäglichlicher Arbeit von Generationen durch die Nebel eigener Beschränktheiten, Vorurteile, Willensrichtungen vordringt, das wird, wenn auch weniger beweiskräftig und allgemein, irgendwie in der Dichtung vergangener Zeiten kund. Der Dichter wird von Gott oder einem Götzen ergriffen und berauscht; Enthusiasmus oder Magie nennen es die Antike und die Urzeiten der Völker überhaupt. Selbst Zeiten einer das Geistige und Jenseitige ablehnenden Weltanschauung machen davon keine Ausnahme, da ihre Dichter Kraft und Stoff als das einzig Wirkliche anbeten und vergotten und aus dieser Mitte heraus dichten.

Das wird etwa fühlbar, wenn man Max Halbes Lebenserinnerungen¹ liest. Trotz des Titels „Scholle und Schicksal“, der so heutig anmuten soll,

¹ Scholle und Schicksal, Geschichte meines Lebens. 12^o (440 S.) München 1933, Knorr & Hirth. M 5.50.

trotz des Stils und der Ausdrucksform, zäh und schwer wie der Schwemm-
boden der Weichselniederung, der Heimat des Dichters, trotz des Mühens
um Angabe der genauen Heimatmotive, die beweisen sollen, daß er der
Scholle treu geblieben ist, hat Halbe doch auch innerlich die Heimat ver-
lassen, ist der mit Gymnasiastenwissen angefüllte junge Mensch im Trubel
der wurzellosen Großstadt untergetaucht. Heimisch geworden ist er darin
nicht. Eine wahre Tragik liegt über diesen Erinnerungen. Ein von Haus
aus gesunder und aufs Gesunde angelegter Mensch müht sich ab, in die
Welt der ästhetisch mitleidigen Bohème zu kommen, die für die Armen-
leute, die Untergetauchten, Gescheiterten als Opfer der Gesellschaft
schwärmt, eben der Gesellschaft, von deren Beifall und Geld sie lebt. Im
Alter hat sich Halbe gewandelt. Und doch bleibt im Ohr der Ton von
einem zerbrochenen Klirren, wenn er diese Bekehrung ein Bekenntnis zur
„metaphysischen Verwurzelung unseres Ichs“ nennt. Ein Bild der letzten
60 Jahre, mit dem uns nur wenig die wertvolle Erkenntnis Halbes versöh-
nen kann, der unerschöpfliche Nährboden alles dichterischen Schaffens und
Gestaltens sei das Leid.

Die andere Möglichkeit des Dichters der naturalistischen Zeit war der
Standpunkt der heimlichen Romantik, die von lauschigen Wäldern, dem
Zauber der Kleinstädte, den engen Gassen der guten alten Zeit träumt,
wo die Menschen trotz Not und Enge Menschen waren. Anton Wildgans
mag mit seinem Wiener Heimatbuch² dafür zeugen, einem wundervollen
Zusammenklang von Farbe und Ton, Freude und Leid, durch den halb
traurig, halb selig der Kehrreim hindurchzittert: Ach fänd' ich doch den
Weg zurück, den holden Weg ins Kinderland. Da aber kommt auch schon
das Unechte und Bittere ins Bewußtsein, und gegen das einfache Kinder-
herz zieht der Stolz ins Feld, mit seiner eigenen „errungenen“ Weltanschau-
ung, die Gott und Gottesdienst in die Verbannung weist, weil Wildgans
an den Menschlichkeiten der Gotteszeugen irre geworden ist. Nun steht
sein Ich allein, glaubt sich erhaben über die Umwelt und die Gemeinschaft
und kann doch nicht anders als von der Vergangenheit träumen, von der
Gemeinschaft der Menschen untereinander und der Menschen mit der
Natur.

Der innere Grund für den Zwiespalt der Naturalisten und unechten
Romantiker ist derselbe: der Abfall von der eigentlichen Naturwirklichkeit,
in der sich Stoff und Geist durchdringen, in der das Geschöpf Gott und
Gott das Geschöpf bezeugt. Die sich in die Tiefe allein versenkenden oder
einzig im Gaukelspiel der Phantasie schweifenden Dichter vermochten nur
im Einzelgehalt weiterzukommen oder den Wohlklang und die Bildkraft
des Wortes zu fördern. Zur Erlösung der ganzen Welt im Kunstwerk fehlte
ihnen der Mut, sei es vor der Wirklichkeit, sei es vor den gebieterischen
Ansprüchen des Geistes.

Die Heilung von den Irrungen der naturalistischen Zeit kam aus den
Irrtümern selbst, und zwar mehr von den Beobachtern der Natur als den

² Anton Wildgans, *Musik der Kindheit*. 12^o (255 S.) Leipzig 1928, L. Staack-
mann. M 5.—

Träumern und etwa einer von ihnen wiedergewonnenen metaphysischen Überzeugung. Wie die sorgfältige Prüfung des Erkenntnisaktes den Logizisten zur Erkenntnis des Objekts, wie den Biologen die Untersuchung der organisierten Materie zur Entdeckung der Seele führte, so kam auch der naturverbundene Dichter zur Überzeugung, daß es seine Aufgabe sei, nicht nur „genau“ zu beschreiben, nicht nur den „Eindruck“ sorgfältig und allseitig in seinem Wort zu fassen, sondern daß eine gewisse Erhöhung in eine nicht minder wirkliche „Wirklichkeit“ nötig sei, eine Wirklichkeit, die mit dem naturhaften, in Raum und Zeit eingespannten Ereignis unmittelbar mitgegeben ist.

Jakob Wassermann, der eben Gestorbene, hat hier klar gesehen und in seinen Selbstbetrachtungen³ davon Zeugnis gegeben. Er spricht hier von einer Erhöhung, der Loslösung vom Zufällig-Persönlichen und Privaten, der Versinnlichung auf einer andern Basis als der gegebenen Wirklichkeit. „Um das Realerlebnis in die dichterische Sphäre zu übertragen, muß ich es von den Schlacken der Wirklichkeit befreien. Es muß sozusagen in meiner Brust reingeglüht werden. In allen Fällen handelt es sich dabei um eine Umwandlung von Materie in Geist.“ Richtig erkannte er auch, daß der Weg von der Erfahrung zu dieser Vision zwar unermesslich weit, eine *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* sei, aber im Dichter doch immer und nur im Bruchteil einer Sekunde zurückgelegt werde. „Vision ist nicht, wie viele glauben, ein umrißlos zerfließendes Bild, das noch halb in der Ahnung steckt, sondern eine Eingebung und Vorstellung von höchster Genauigkeit. Man kann sie so wenig wie den Traum aus dem Willen erzeugen, sie ist durchaus Gnade, und der Grad ihrer Intensität entscheidet über die Wahrheit, die Plastik, die Fülle, die Bewegung der Gestalt.“

Eigentlich ist das eine uralte Erkenntnis; aber sie war in der Welt, aus der Wassermann stammt, und in der er stand, so neu, daß er schreiben kann, man habe in seiner Zeit noch wenig davon geahnt. Er selbst fand darum auch wenig Zustimmung und kein ungeteiltes Vertrauen. Man hielt ihn für einen kühlen Verstandesmenschen. In der Tat beweisen seine Romane eine stufenmäßige Entwicklung in Kraft dieser dichterischen Grunderkenntnis. Daß er sie an Einzelfällen seiner Zeit, an oft krankhaften, wenn auch typischen Erscheinungen anwendet, macht sein individuelles Dichtertum aus, über das wir hier nicht urteilen.

Wassermann bewunderte diese Realität und neue Wahrheit auch bei andern, etwa bei Joseph Conrad, dessen „finstere mitzwingende Kunst Symbol und Realität in beispielloser Weise verschmilzt“. Conrads Lebenserinnerungen⁴ zeigen, wie dieser polnische Wahlangländer zu seiner Kunst gekommen ist. Hierbei war es wohl wesentlich, daß er aus seinem Heimatbezirk hinaus und in eine allgemeine Welt hineinwachsen mußte. Man wird vielleicht geneigt sein, es ähnlich Wassermanns jüdischer Herkunft zuzuschreiben, wenn er seinerseits die Ebene eines primitiven Naturalis-

³ Selbstbetrachtungen von Jakob Wassermann. 12^o (110 S.) Berlin 1933, S. Fischer. Geh. M 3.50.

⁴ Lebenserinnerungen von Joseph Conrad. 12^o (218 S.) Berlin 1928, S. Fischer. M 3.50.

mus schnell überwand und Schöpfer einer neuen Welt, realistisch und idealistisch zugleich, wurde. Auf „realistisch“ liegt auch auf dieser neuen Stufe noch der Nachdruck, da sie diesseits der Sterne bleibt.

Wassermann hat noch mehr geahnt und stellt sich ein noch höheres Ziel. In seiner 1909 geschriebenen Abhandlung „Der Literat oder Mythos und Persönlichkeit“⁵ setzt er den Literaten dem schöpferischen Menschen gegenüber. Jener kann u. a. Psychologe sein (naturalistisch das Einmalige zum Typischen auseinanderfasern, zusammenfassen und verdichten), auch Tribun (urteilen, werten, verurteilen); aber er kann nicht aus einer unproduktiven Ordnung oder Unordnung eine neue Welt erzeugen, er kann nicht zum Mythos und zu Gott führen.

Hier ist der Ort, wo wir Thomas Mann einordnen müssen, jetzt nach Erscheinen seines letzten Romans⁶. Es schien notwendig, einige Grundlinien der literarischen Vergangenheit herauszuarbeiten, um dem Dichter der „Buddenbrooks“ und des „Zauberbergs“ gerecht zu werden, „dem“ deutschen Dichter, dem Nobelpreisträger, dem Dichter des Bürgertums, der Décadence, dem Zivilisationsliteraten, oder wie die Benennungen heißen mögen. Von erbitterter Gegnerschaft, die sich aber vor Jahren nicht recht herauswagte, erstreckten sich die Urteile über ihn bis zum höchsten Lob, das vielleicht selbst Bauschan glücklich schätzte, weil er Hund eines solchen Herrn und Gegenstand eines solchen Beschreibers sein durfte. Es ist lustig, jetzt die Wandlungen festzustellen, gegen die einige so sehr verurteilte Änderungen in seinen „Betrachtungen eines Unpolitischen“ ein Kinderspiel sind. Mit Befriedigung stellt man fest, daß man schon früher Einschränkungen gemacht und Bedenken gehabt habe. Aber die Ehrlichkeit gebietet doch, darauf aufmerksam zu machen, daß man vor kurzem noch gegen das Wesen und den Kern seiner Dichtung wenig einzuwenden hatte und sich nur gegen Sonderbarkeiten wandte. Man wird es der katholischen Kritik⁷ zugeben müssen, daß sie gerade gegen diesen Kern, die Zeichnung des absteigenden Bürgertums, vorging, ohne zu verkennen, daß diese Welt in ihm ihren besten Darsteller fand. Was wir eben von der Erhöhung des wirklichkeitsgegebenen Gegenstandes sagten, gilt von Mann in noch höherem Maß als von Wassermann, vor dem er auch die breite Umfassung der Gesamtwelt voraus hat. Es ist schließlich ein Streit um Worte, ob man einen solchen Schriftsteller Literat oder Dichter nennen will.

Wir wollen nicht behaupten, daß die kühl gewordenen Kritiker des gestürzten Abgotts charakterlos seien. Wir haben Grund anzunehmen, daß sie nicht aus äußerer Anpassung und Gleichschaltung schreiben, sondern weil ihnen die Gegenwart wieder neue Kräfte und Werte gezeigt hat, die vergessen und verschüttet waren. Aber gerade das ist es, worauf wir hinauswollen, auf die Feststellung, daß bei ihnen eine Verschiebung des Standpunktes notwendig war. Denn diese Tatsache beweist, daß sie nicht

⁵ Lebensdienst. Gesammelte Studien von Jakob Wassermann. 12^o (VII u. 589 S.) Leipzig 1928, Grethlein. M 9.—

⁶ Die Geschichten Jaakobs von Thomas Mann. 12^o (LXIV u. 402 S.) Berlin 1933, S. Fischer. M 5.50.

⁷ Vgl. z. B. Stimmen der Zeit 110 (1926) 222.

auf dem zeitlosen, ewigen und darum auch ewig jungen Standpunkt standen und — stehen. Mit der Zeit haben auch sie sich gewandelt.

Das neue Werk Manns nun scheint uns, so merkwürdig das klingen mag, in seinem Kern auch diese neue Zeit zu bezeugen. Wir möchten versuchen, dies klarzulegen, um so den ganz großen Schriftsteller gerecht feiern und — beklagen zu können.

Vor sechs Jahren las Mann in Wien aus den „Geschichten Jaakobs“ das heute etwas geglättete Kapitel vor, in dem Jaakob den Segen seines Vaters erschleicht. Auf dem Rückweg über den menschenleeren Ring sann ich darüber nach, woher es komme, daß die Lesung trotz des steten innern Widerstandes den Zuhörer bestriicken konnte. Es war nicht so, daß sich der Theologe über die Entzauberung der Patriarchenzeit empörte. Er anerkannte die Berechtigung, die Überlieferung zu vermenschlichen. Allerdings war er der entschiedenen Überzeugung, ein Thomas von Kempen habe recht, daß „Menschen, die aus dem Fleische und der Sinnesseele kommen, es aufgeben sollen, über die Heiligen zu sprechen. Denn sie können nur private Freuden lieben. Sie nehmen weg und fügen zu nach ihrer Neigung, nicht nach ihrem Gefallen der ewigen Wahrheit“ (Nachf. Christi III 58). Der Reiz, der von dem Vorgelesenen ausging, ließ sich nicht genügend mit der Sprache und dem süß und giftig sich schlingenden Gerank der Sätze erklären. In dem Gehörten war eine Eindringlichkeit des Nachempfindens und Nachlebens wirksam, die das längst Vergangene vergegenwärtigte, mochte sich der Zuhörer auch noch so oft zu Einwendungen erheben. Dennoch erschien diese große Kunst nicht als lebenspendend. Sie tötete; indem sie die irrationalen Wurzeln rational zerfaserte, wurde ihre Kraft zerstört. Ich dachte an die Klage des Dichters über sich selbst, daß sein Wirken „Ausdruck und Förderung des nationalen Gesundheitsabstiegs“ sei, aber billigte ihm nicht die „erhaltenden Gegentendenzen“ zu, die er „in Form von Ironie hege und zum Ausdruck bringe“. Noch in jener Nacht nahm ich mir vor, unter dem Titel „Nachruf auf Thomas Mann“ seinen Jaakobsroman zu besprechen, sobald er erscheine.

Diese Überschrift verwerfen wir jetzt; denn es scheint uns unrühmlich, in den Chor so vieler einzustimmen. Außerdem war das damalige Urteil nur halbrichtig; denn der neue Roman hat im Grund einen ganz andern Gegenstand als die Erneuerung eines uralten, biblisch-epischen Stoffes. Erst nach dem Abschluß der geplanten Trilogie wird man über die Behandlung der biblischen Geschichte selbst sprechen können, die seit den Zeiten des Barocks die Dichter so oft gereizt hat.

Wie Racine zu seinen biblischen Dramen, wie Saul unter die Propheten, so ist auch Thomas Mann nur durch einen Zufall unter die Patriarchen gekommen. Ein Künstler bat ihn um den Text zu einer Bildermappe. Er las die Geschichte Josephs in der Heiligen Schrift nach, und — vielleicht aus einer Übersättigung am Bürgerlichen heraus — packte ihn hier das von allem Zeitlichen losgelöste Menschliche. Thomas Mann schreibt selbst davon („Neue Rundschau“ 41 [1930] 732 ff.), wie zu dieser Hinneigung gleich die Vernunft trat, die nach den Voraussetzungen zu einem solchen Unternehmen fragte. Eine Loslösung vom Persönlichen war notwendig,

um das Mythische möglichst in sich fassen zu können. „Es konnte, so schien mir, nur lustig sein, vermittels einer mythischen Psychologie eine Psychologie des Mythos zu versuchen.“ Die Psychologie also, genauer gesagt die Freudsche Psychoanalyse, mußte beschworen werden. Ihr verdankte Mann schon immer viel. Sie empfahl sich ihm als Methode des Fortschritts, da nur „das christliche Vorurteil“ die heftigsten Widerstände gegen die Verbindung der Geistigkeit mit der Idee des Geschlechts geweckt habe. Auch eine (seine) Ironie, „die nicht unheilig zu sein braucht“, konnte ihm helfen, den starren Mythos zu beleben.

Thomas Mann setzt das Bedeutende dem Beziehungsreichen gleich. So verstehen wir, wie er sowohl im verschlungenen Satzbau wie in der Arbeit an seinem Stoff und im endgültigen Werk durch das Aufdecken aller Beziehungen der Ereignisse, durch das Wecken von verwandten Gefühlen und Gedanken im Leser und durch die stete Verknüpfung unserer Gegenwart mit dem Gegenstand des Romans hoffen konnte, ein „bedeutendes“ Geschehen auch für uns bedeutungsvoll zu machen, d. h. uns an die Quellen des Menschlichen überhaupt zu führen.

Wir erkennen in all dem den Schreiber des „Zauberbergs“, den Dichter eines bewußten, verfallenden Jahrhunderts. Die Höhe seiner Dichtung ist in der Dekadenz der Zeit selbst begründet, „da die fortschreitende angesammelte Erfahrung die schöpferischen Fähigkeiten aufs äußerste verfeinert hat“ (Ortega y Gasset).

Als letzte Vorbedingung für das Entstehen des Romans führen wir noch ein persönliches Geständnis des Dichters an. Er schreibt 1926 in der „Literarischen Welt“: „Ich habe das Religiöse bisher nur mit der naiven Ehrfurcht eines Daseinsmenschen vor dem Unbekannten angesehen. Doch jetzt zieht es mich unendlich heftig an, und ich glaube, das geschieht nicht zufällig, sondern notwendig. Das Religiöse wird unsere ganze nächste Zukunft bestimmen. Das Ästhetische in jeder Form ist endgültig vorüber.“ Wir haben es in diesem Bekenntnis zur Religion natürlich nicht mit dem Christentum oder irgend einer andern Offenbarungsreligion zu tun, aber Mann gewährt damit doch auch dieser Macht Einlaß in seine Welt und Dichtung, von der er sagt, daß in ihr nicht von andern die Rede sei, „seid des nur getröstet, sondern von mir, von mir“.

Nach diesen Voraussetzungen ist der Ort des Romans im Schnittpunkt dreier Ebenen: der gelehrten Stoffsammlung und genauen Beschreibung realistischer Wirklichkeit, der analytischen Psychologie in der Entfaltung seelischer Stimmungen und Menschen und endlich der gemeinschaftsgebundenen religiösen Deutung allgemeinen Menschentums. Der Dichter selbst erscheint im Werk als treibend und getrieben von der Zeit, bewußt zergliedernd und der wirkmächtigen Gewalt der Geschehnisse gehorchend. Von Jaakob schreibt er: „Er sann. Es war ein gewaltig ausdrucksvolles Sinnen, das Sinnen selbst, sozusagen wie es im Buche steht, der höchste Grad pathetisch vertiefter Abwesenheit, — darunter tat er es nicht; wenn er sann, so mußte es auch ein rechtes und auf hundert Schritt anschauliches Sinnen sein, großartig und stark, so daß nicht allein jedem deutlich wurde, Jaakob sei in Sinnen versunken, sondern auch jeder überhaupt erst

erfuhr, was das eigentlich sei, eine wahre Versonnenheit, und jeden Ehrfurcht anwandelte vor diesem Zustand.“ Das gilt auch von unserem Dichter. Auch er sinnt nach, seinem Stoff hingegeben. Und doch empfindet man zugleich in der Wortwahl „wie es im Buche steht“, „auf hundert Schritt“ anschaulich, daß etwas Unechtes mitspielt. Der Dichter ergibt sich dem Sinnen nicht restlos, sondern dünkt sich selbst noch immer besser und höher selbst als der höchste Gegenstand, Gott.

Der Roman beginnt mit dem Vorspiel „Höllenfahrt“. Der Leser soll eintauchen in die Brunnentiefe der Vergangenheit, in der die Jahrhunderte zusammenschrumpfen in eine Summe und Einheit menschlicher Überlieferung und menschlichen Besitzes. Dann entfaltet sich das Gemälde. Wir schauen am Wüstenbrunnen den Fürsten und Scheich Jaakob, bei dem die Gesandten von Königen gastfreundlich und patriarchalisch aufgenommen werden. Wir hören von seiner Liebe zum teuersten seiner Söhne, Joseph, dem Zwiespalt der Kinder und der Sorge des Vaters. Von diesem Grundfeld mit seinen unausgeglichenen Spannungen aus schweifen die Gedanken Jaakobs und des Dichters rückwärts unter der Führung des wandelnden und wechselnden Mondes; zuerst umkreisen sie in einem engeren Ring das Erlebnis des flüchtigen Segensräubers mit seinem Bruder Esau: Streit unter Brüdern auch hier. Dann strahlt das blasse, versöhnende und leidvolle Licht der Erinnerung des sinnenden Greises geradeaus zurück auf das schmerzliche Ereignis des Raubes Dinas, der einzigen Tochter, und der wilden Rache der ungezügelter Patriarchensöhne. Sie werden dem Vater noch mehr Leid antun an seinem Lieblingssohn. Und wieder runden sich die geistigen Gespinste in einen einzigen großen Kreis, von dem Betrug an Jizchak angefangen, von der Flucht zu Laban, dem Dienst um Rahel bis zur Heimkehr in das Land der Verheißung und die gegenwärtige Stunde, Auskunft gebend von Schuld und Sühne, Fluch und Segen, die fortzeugend weiterwirken in ihm und seinem Geschlecht.

Der in sieben Kapitel und kleine Abschnitte sauber gegliederte Roman zeigt somit einen kunstvollen Aufbau, beziehungsreich, nur scheinbar planlos und zufällig. Er ist wie schweifende Erinnerung und doch wieder bewußt und absichtlich, fast gekünstelt zusammengefügt, so daß der Leser, der willig dem Dichter folgen muß, doch auch wieder aus seinem Nachsinnen herausgeschreckt wird und hier und da Einschlag und Kette des Geschichtengewebes deutlich unterscheidet.

Wir können Thomas Mann nicht schelten wegen des langsamen und breiten Flusses seiner Rede, wegen rückläufiger Bewegung und blitzartiger Kurzschlüsse. Wir wollen ohne Sorge um das Verrinnen der Zeit mitdenken und sinnieren über das zeitlose Geschick von Menschen. „Was geschrieben ist, ist zu unserer Belehrung geschrieben, die wir am Ende der Zeiten leben.“

Wir haben auch eine gewisse Freude an dem ausgebreiteten Wissen von Erde und Himmel, Mensch und Tier, vom „äffischen“ Ägypterland und den Turmtempeln Urs in Chaldäa. Selbst wenn wir genau unterrichtet werden über Mardug, Tammuz, Usiri, Amun, Ja, El eljon, Kuzach und die Teraphim Labans, oder die dialektischen Sprachentwicklungen und die ge-

naue Aussprache Jardên, lassen wir uns gern einwiegen in diese Ur-Menschenwelt. Freilich ist überall ein Zwiespalt des Dichters merkbar: Absicht, die erklären will, und absichtslose Schau, die schon voraussetzt, stehen nebeneinander. Dieses Mißgefühl und diese Unbehaglichkeit werden um so größer, als dem Leser die Patriarchenwelt nicht anschaulich gegeben ist. In der Zeichnung gegenwärtigen Lebens, im „Zauberberg“ z. B., konnte dieser auch dort vorhandene Mißklang unter der Reizschwelle manchen Lesers bleiben. Dagegen verdient der Roman nicht deshalb, weil er stofflich nur einem kleineren Menschenkreis zugänglich ist, Verurteilung oder Herabsetzung.

Die innere Menschenwelt des Romans ist unstreitig noch reicher als die Fülle der sachlichen Mitteilungen, der Geschehnisse am Himmel und auf Erden. Man folgt gern der psychologischen Meisterschaft des Dichters, der da Kinder und Greise, Herren und Diener, Männer und Frauen der Patriarchenzeit zum Leben erweckt. Die Liebe Rahels, die Wendigkeit des jungen Joseph, der aber leise an den Judenjüngling der Witzblätter gemahnt, der Schmerz der Getäuschten und Enttäuschten, ergreift, erschüttert, erfreut, stößt ab, je nachdem der Dichter den Zauberstab seiner Kunst rührt. Zuweilen stören (natürlich) zu stark aufgetragene Farben, oder die sich überall eindringende Ironie und Meinungsäußerung des Dichters, der mit Willen und Wissen „bewußt“ schreibt, weil das nun einmal seine Natur sei. Er muß es darum auch hinnehmen, wenn man diese sachlichen und sprachlichen Zwischenbemerkungen als unecht empfindet. Diesen Ausstellungen zum Trotz fesselt der Dichter immer wieder und überrascht durch tiefe Einsichten im Kleinen und auch im Großen der durchgehenden Charakterzeichnung z. B. Jaakobs, der im ersten Band der Josephstrilogie die Hauptperson ist. Das Leben des Gesegneten seines Vaters, in seinem Glück und seinen Plänen, in seinen Leiden und Niederlagen und in seinem steten Kampf um Gott, kurz in allen Wechselfällen wird mit allen sich kreuzenden, sich widerstrebenden, sich aufhebenden oder fördernden Gefühlen, Gedanken oder Willensentschlüssen entfaltet. Es könnte eine reine Freude sein, wenn nicht im Hintergrund die Psychologie bliebe, die mit ihrem Schema: Minderwertigkeitskomplex—Überkompensation das Auf und Ab der Stimmungen erklären soll. Insbesondere ist das Verhältnis des schwächeren Jaakob zum wilden, pelzigen Esau nach diesem nüchternen, ärmlichen Verfahren gezeichnet, das fast nichts mehr übrig läßt von dem urmenschlichen Wirklichkeitsbestand, der hauptsächlich in der Wahrheit geschöpflicher Endlichkeit, des Füreinandergeschaffenseins und des Fortschritts durch Kampf wurzelt. Die Psychoanalyse Freuds feiert natürlich besondere Triumphe in der Betonung des Geschlechtlichen, das überall hineinspielt. Daß der Dichter der Patriarchenzeit von diesen Dingen sprechen muß, daß sie eine eigene Bedeutung in der Urzeit und den Urzeitmenschen haben, bedarf weiter keiner Erörterung. Aber den Leser berührt es selbst vom rein literarischen Standpunkt aus empfindlich und lästig, wenn immer wieder verschleiert oder deutlich darauf aufmerksam gemacht wird.

Die Aufgabe der Psychoanalyse ist für Thomas Mann gerade deswegen

so groß, weil sie nicht nur die Entwicklung des Einzelmenschen erklären will, sondern die des Menschenwesens überhaupt. Selbst die Bildung des Mythischen und Religiösen bis zum Patriarchenglauben hin ist allein Sache der Menschenseele, die sich in ihren Erlebnissen verfeinert und höher bildet. Vorsatz des Dichters ist es nun, gerade diese „himmlische und höllische“ Existenz verständlich zu machen.

Thomas Mann ist der Meinung, daß das Menschengewächs sich allmählich aus einem halbwachen Zustand zur Bewußtheit, von rein irdischer Erkenntnis zum Wissen um Gott heraufbildet. Wie aus dem Urgeblök schließlich die Sprache wird, entsteht aus Schauer und Angst auch der Glaube an den transzendentalen Gott. Die äußern Erlebnisse, die umgebende Natur bilden den Anstoß, daß in dem Menschenwesen, das die Fähigkeit nachzusinnen erwarb, das im Wirtschaftlichen nützliche Erfindungen machte, auch Gefühle und Gedanken zusammenschießen, die dann die religiöse Idee formen. Gott wird aus Widerstand und Glücksfall. Darum ist der Gott des Gebirges verschieden von dem der Ebene; Ackerbauer und Hirten, Jäger und Kaufleute, Herrschernaturen und physisch Schwache haben ihren eigenen Herrn, weil sie Persönliches in das Bild des Unheimlichen und Unbegreiflichen einfügen.

Es ist nicht ganz klar, was nach Mann in der Welt objektiv an Göttlichem vorhanden ist, und wie es lebt. In der ganzen Weltfülle, die der Dichter immer als Einheit sieht (vgl. S. 80/81), ist anscheinend nur das unendlich Dunkle, das durch das Nachdenken aus seiner Unbegreifbarkeit erlöst werden kann und muß. Diese Erlösung vollzieht sich stufenweise, indem jede folgende Generation und jedes religiöse Genie das früher Erkannte in sich aufnimmt und nach dem Maß seiner Erfahrungen weiterbildet und höher hebt. Hierbei wird die Vergangenheit von jedem neuen Denker verkürzt und die Zeit entwertet. Wer dagegen rückschauend den Weg der Gotteserkenntnis nachgehen will, wird nach immer neuen Anfängen suchen müssen, da sich ihm jedesmal neue Tiefen im Brunnen der Vergangenheit erschließen.

Wir sind anderer Ansicht als Thomas Mann. Die Entwicklung des Menschengeschlechtes beginnt mit klarer Einsicht, mit unmittelbarer göttlicher Offenbarung, verbunden mit eigener Erkenntnisarbeit. Der Sünde folgt eine Verdunkelung, die tiefer und schwärzer wird mit dem Fortschreiten der Zeit und der Ausbreitung des Menschengeschlechtes, das in mannigfachen Formen und Verkleidungen noch immer einen Rest der Uroffenbarung bewahrt. Kraft besonderer Auserwählung wird ein Mensch, ein Stamm, eine Rasse berufen, in besonderer Weise das Wesen des Gottesglaubens zu bewahren und durch eigenes Denken unter dem Schutz und unmittelbarem, neuem Eingriff Gottes zu verbreitern und zu erhöhen. Auch die übrigen Völker behalten diese ihre Aufgabe, mit dem Fortschritt der Kultur auch das Religiöse reiner und besser herauszuarbeiten, bis zur Erfüllung der Zeit. Thomas Mann, der sich so genau über die Küchengeheimnisse Rebekkas unterrichtete, würde mit großem Vergnügen auch die alten weitläufigen scholastischen Traktate über das Wissen Adams vor dem Sündenfall und die Verdunkelung seines Verstandes lesen. Er könnte aus

ihnen erschen, daß man dort mit viel Scharfsinn der objektiven und subjektiven Seite unserer Frage nachgegangen ist. Auch bei ihnen bleibt der persönlichen Leistung der Menschheit und des religiösen Denkers viel überlassen. Umwelt, Berg und Tal, Beruf und Lebensschicksale, Begegnungen und Gezeiten fließen ein in das Bild, das sich die Menschen von Gott machen. Aber außer einer dumpfen Zielstrebigkeit, die auch Mann anerkennt, ist ein klarer Wissensschatz und eine bestimmte, übermenschliche Macht, unter den Patriarchen sogar die wunderbare Führung Gottes vorhanden. Das ist der Kernpunkt: Thomas Mann kennt das Wunder nicht und nicht die Offenbarung. So kann er nichts anderes tun, als die Naturgeschichte des Menschen schreiben. Dazu kommt das zweite: Er schreibt sie nicht als reiner Dichter, der ganz hinter dem naturhaften Werden zurücktritt, sondern als wissender, kritisierender „Zivilisationsliterat“, d. h. Kind des geheimnislosen, allwissenden, naturwissenschaftlichen Zeitalters.

Wir sprechen zwar hier von Unterschieden der Weltanschauung; aber sie wirken zurück auf das Eigengebiet des Dichterischen. Es ist sachlich unmöglich, wesenhaft Höheres durch Addition, Multiplikation oder Potenzierung von wesenhaft niederen Größen zu erklären. Hier muß auch ein noch so großes artistisches Können in Wortkunst und Psychologie versagen. In unserem Buch ist viel die Rede von großem Betrug: Jizchak wird um seinen Segen, Jaakob um seine Braut, Laban um Lämmer und Götter betrogen. Und was Mann noch hinzufügt, soll den Leser um das Wunder betrügen. Kluggestellte Worte und listige Gedankenreihen sollen den Leser einhüllen, damit er befriedigt und erfreut am Ende sagen kann, hier sei „in allen Gestalten, Vorgängen und Zusammenhängen das durchaus Klare, Gesicherte und Endgültige gesammelt“. Hier seien „die Geschichten und schweren Wirren so dargelegt, wie sie sich in Wirklichkeit zutragen, unter Richtigstellung also jener kleinen Verbesserungen der Wahrheit, die man später bei „Schönen Gesprächen“, wenn es hieß: „Weißt du davon? Ich weiß es genau“, daran vornehmen zu sollen meinte, und mit denen sie dann in die Stammes- und Weltüberlieferung eingegangen sind“ (S. 116). Diese psychologische Allerklärung überlädt dann den Roman mit philosophischen, geistesgeschichtlichen, ethnologischen Erörterungen, mit vielen Kapiteln und Abschnitten der „Mondgrammatik“. An sich sind solche tiefsinnige Betrachtungen nicht unkünstlerisch, und mit dem Epos und dem Roman nicht unvereinbar. Ist es der deutschen Dichtung seit dem Hildebrandslied doch geradezu eigen, Dichtung und Denken zu einen. Dichter und Philosoph vermählen sich in noch höherem Maß seit Wolfram von Eschenbach.

Thomas Mann hat ferner nicht unrecht, wenn er meint, daß eine innige Verknüpfung der Angelegenheiten Gottes und des Menschen vorhanden ist und Gott nur mit Hilfe des Menschengestes die Weltvollendung auf verschlungenen Wegen erreichen will; oder wenn er sich anschickt, dieses „Werden Gottes“ darzustellen in anschaulichem Bild und im Nachsinnen, das sich tief in Jaakobs „müde und zügige Greisenmiene“ eingegraben hat. Aber weil er alles dem Seelenleben und der menschlichen Leistung zu-

schreibt, wird er gegen seinen ausdrücklichen Willen zum „Geschichten-erfinder, der es, im stillen Einvernehmen mit dem Publikum, als sein Geschäft betrachtet, Lügenmärlein für einen unterhaltenden Augenblick wie Wirklichkeit aussehen zu lassen“. Und demnach muß es ihm „sicher als Aufschneiderei und unmäßige Zumutung ausgelegt werden, und der Vorwurf bleibt ihm nicht erspart, er nähme den Mund zu voll von Fabel und Jägerlatein, nur um noch einen Trumpf aufzusetzen und eine Lauscher-gutgläubigkeit zu verblüffen, die denn doch ihre Grenze habe“ (S. 273).

Der angeführte Satz enthält zugleich die Verteidigung des Dichters gegen eine mögliche Beschuldigung, der Roman sei für ihn ein lustiges Spiel, ein Kunststück der Gewandtheit und Fertigkeit. Wir müssen es ihm in der Tat bezeugen, daß es ihm sehr ernst ist mit seinem Roman und es ihm um nichts weniger als um das Heil seiner Seele geht. Thomas Mann fühlt in sich wirklich die Sehnsucht nach dem Mythos, der ihn befreien soll von den physischen Realitäten des Alltags. Durch ihn soll sein Leben Sinn erhalten, will er sich selbst in den geordneten Weltablauf einbauen; durch ihn wird das immer gegenwärtige Ur-Menschliche Besitz und stärkende Kraft. Der Mensch einer verfeinerten Verfallskultur klammert sich an den urstarken Mythos. Thomas Mann hat als nachsinnender, bewußter Dichter kein anderes Mittel als das Studium und die Analyse, um sich diesem Geheimnis zu nahen, und ist anderseits auch ehrlich genug, uns überall zu sagen, daß er nicht bereit ist, sich ihm bedingungslos anheimzugeben. So hat er sich mit diesem Roman in die neueste Gegenwart gestellt. Denn die irrationale Sehnsucht nach dem Mythos, der Wille zu ihm, d. h. der bewußte Entschluß, einen vergangenen Mythos in seinem Ewigkeitswert wieder zu verwirklichen, steht auf genau derselben Ebene wie das Gedankenringen unseres Dichters, der Bluthaftes verstehen will. Beides sind Erscheinungen des in Auflockerung und Zersetzung befindlichen Geistes, der nach einem Halt sucht. Dabei ist es gleichgültig, ob es sich um die Erneuerung eines nationalen oder übernationalen Mythos handelt.

Ungerecht wäre natürlich die Behauptung, daß diese Sehnsucht des Geistes rein negativ zu werten sei. Selbst wenn sie in einer Gestalt wie bei Mann und den Irrationalisten der Gegenwart erscheint, spüren wir doch darin den Finger Gottes, der die Völker und Einzelmenschen auf jeder Stufe ihrer Geschichte in seiner Hand hält und ihr Herz für sich bereitet. In allen Zeiten öffnen sich neue Wege zu ihm und erschließen sich neue Brunnen oder werden alte wiederentdeckt. Aber damit diese neue Bewegung des Menschenwesens ihr Ziel erreiche, ist ein williges und einfältiges Herz notwendig. Wer sich zu sturem Streben verkrampft oder mit stolzer Richter-gesinnung scheidet, verurteilt die innere Regung zur Unfruchtbarkeit. Jeder andere wird mit der Sprache Gottes in der jeweiligen Zeit auch die Offenbarung der Vergangenheit annehmen. Darauf gründet dann der Fortschritt und die Zukunft des Volkes.